Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 31. 10. 1937 | Nr. 44

Erhard Wittek, ein Dichter aus dem Posener Lande.

Das Erlebnis der Jugend.

Es war in den Wäldern und an den Seen des Posener Landes, es war zwischen Warthe und Netze, wo wir in den ersten Kriegsjahren unsere großen Jugenderlebnisse sammelten, diese Erlebnisse, die immer wieder in den späteren Jahren unser Werden leiteten und formten.

Wir wußten dies damals noch nicht. Es zog uns hinaus, wir suchten die Einsamkeit, wir hatten das bestimmte Gefühl, daß die Welt geändert werden müsse, rangen um Probleme einer neuen Lebensgestaltung und wenn die Flammen vom Holzstoß zum Himmel aufloderten, war es, als wenn unsere Herzen mitbrannten. Unsere Augen gingen den Funken nach, und die Sterne herunter zu holen, das schien uns nicht schwer. . . .

Die Sterne sind oben geblieben. Manch einer von uns wird noch manchmal, wenn es dunkel um ihn ist, den Blick nach oben lenken und danach seinen Weg gehen. Wir haben die Welt nicht geändert; sie tat es selbst. Manches unserer Ideale ist verwirklicht, manches, was wir erträumten, ist heute Selbstverständlichkeit. Aber vieles ist so ganz andere Wege gegangen, als wir es uns wünschten.

Wir selbst nahmen von den Waldwiesen und Wanderungen, durch Beobachtung von Pflanze und Tier eine Selbstverständlichkeit mit in unser Leben, die aus dem Wissen um natürliche Zusammenhänge entstanden sein mag. Das Lager im Zelt und in der Scheune gab Genügsamkeit, die im Leben später von Nutzen sein sollte, da sie Härten und Schwierigkeiten besser ertragen ließ. Die Freude an der Natur ist haften geblieben, etwas Wanderlust und vieles, vieles andere mehr.

Das Erlebnis des Krieges.

Unser Kreis damals wurde von Jahr zu Jahr kleiner. Der Krieg riß einen Jahrgang nach dem anderen an sich. Wir Jüngeren blieben zurück. Wir erhielten Feldpostkarten, lasen den jüngeren Freunden, die jetzt mit uns auf Fahrt zogen, die Briefe der Freunde vor, oder teilten die Trauernachricht mit, daß dieser und jener nicht zurückkommen würde. . . .

Dann kam der Zusammenbruch. Die Freunde kehrten heim. Aber sie waren nicht mehr die gleichen. Es waren Männer geworden. Manche kamen erst, als Posen schon lange polnisch geworden war.

Zu denen gehörte auch **Erhard Wittek**, der lange Zeit in Frankreich als Kriegsgefangener bleiben mußte. Er war in Wongrowitz gebürtig, war dort zwischen Pferden und Vieh als Sohn eines Bauunternehmers aufgewachsen, hatte dann in Posen das Augusta-Viktoria-Gymnasium besucht, das Abiturienten-Examen bestanden, war freiwillig bei den 47. Musketieren eingetreten und bald nach Frankreich gekommen. Hier machte er den „Durchbruch anno 18" mit, geriet in Gefangenschaft, kam nach Posen zurück, fand sich nicht mehr zurecht mit den neuen Verhältnissen, ging nach Deutschland, wurde Buchhändler und fand im Verlagsbuchhandel bald einen leitenden Posten.

Unter dem Decknamen Fritz Steuben schrieb er eine große Zahl von ausgezeichneten Jugendbüchern, deren Titel sind: „Emir Dynamit", Bilder aus dem Leben des Oberst Lawrence, „Schneller Fuß und Pfeilmädchen", „Die Karawane am Persergolf", Kriegsfahrt durch die arabische Wüste, „Der fliegende Pfeil", „Der strahlende Stern", „Der rote Sturm", „Tecumseh und der Lederstrumpf".

In all diesen Büchern zittert das Erlebnis der Posener Wälder und unseren Fahrten nach, ganz gleich, wo immer sie spielen. Und die Wongrowitzer Kühe und Pferde fanden ihre Wiederkehr in diesen Schilderungen.

Wer Erhard Wittek kannte, wußte, daß dieser Mann mehr zu sagen haben würde.

Das erste Werk, das unter seinem Namen erschien, war „Durchbruch anno 18" (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart). Das Buch, das die deutsche Frühjahrsoffensive schildert, fand starken Widerhall und lebhafte Anerkennung. Es ist heute bereits in 22. Auflage erschienen.

Zu diesem Erfolg gesellte sich bald ein zweiter: „Männer", ein Buch des Stolzes, das im 25. Tausend erschienen ist.

Hier sind in ganz knapper Form Geschehnisse aus der Zeit des großen Krieges wiedergegeben. Männer sind hier geschildert in erschütternden Situationen, in all ihrer Aufopferung, in ihrem Mut und ihrer Entsagung. Ein Buch des Stolzes, ein Buch der Ehre. Was wissen wir von den vielen Taten, die nur Männer vollbringen konnten, von den Ruhmestaten, die der Krieg forderte? Und ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich manchmal die Zähne zusammenbeißen mußte, um die Erschütterung nicht zu zeigen, die ich beim Lesen dieses Buches erlebte. Aber es ist nicht nur das Geschilderte, nicht nur die männliche Tat, sondern vor allen Dingen der männliche Stil, der zu ergreifen weiß. Es ist das große Verdienst Erhard Witteks, die Anekdote im Sinne Heinrich von Kleists wieder eingeführt zu haben in die Literatur. Es ist sein Verdienst, gerade bei diesem Stoff sich der knappesten Form bedient zu haben. Er schildert hier Männer. Das läßt keine Ausschmückungen, keine langen Umschweife, keine Schlagworte, keine Phrasen zu. Er schildert Männer. Das verlangt Wesentliches, Knappheit und Würde. Diese Bedingungen erfüllt Erhard Wittek in dem Buch des Stolzes, der Ehre und des Ruhmes.

Wenn ihr Jungen auf euren Heimabenden einmal die Taten des Weltkrieges ehren wollt, dann lest aus diesem Buch „Männer". Es wird euch ebenso erfassen, wie es den Frontsoldaten ergreifen wird. Es ist ein Buch, das die Gestaltungskraft Erhard Witteks deutlich macht. Darüber hinaus zeigt sich in diesem Buch — und zwar nicht nur in Andeutungen — die Verbundenheit mit der alten Heimat.

Über zehn Jahre wohnte Erhard Wittek im herrlichen Schwabenland, in Stuttgart, der schönsten Stadt Deutschlands, in einer Stadt, die reichlich Anregungen vieler Art bietet, die Gelegenheit gibt, in kürzester Zeit die interessantesten Winkel Deutschlands zu besuchen. Aber all diese Vorzüge konnten eins nicht vergessen lassen . . . die Heimat.

Die Stimme der Heimat,

der Wunsch, wieder diese herbe Landschaft östlichen Charakters zu verspüren, waren so stark, daß Erhard Wittek Stuttgart verließ und nach Mecklenburg zog, in eine kleine Stadt, deren Umgebung mit Kiefernwäldern und Seen an unsere Landschaften erinnert. Und gerade in unseren Tagen, da mancher davon träumt, nur jenseits der Grenzen könne er sein Glück finden, da er sich um scheinbarer Vorteile willen der Heimat entsagen möchte, ist es interessant zu erleben, wie der Ruf der Heimat selbst nicht untergeht in vorteilhaften Stellungen, in günstigsten Verdienst- und Lebensmöglichkeiten. Der Ruf der Heimat ist nämlich etwas, was in uns immer wieder wach werden wird, weil es in unserer Seele verankert liegt. Die Liebe zu der Landschaft unserer Jugend wird immer wieder hervorbrechen, wie sie in diesem Dichter hervorbricht, ganz gleich, worüber er nun schreibt, seien es die „Männer", oder sei es in seiner ersten Novelle: „Bewährung der Herzen", die soeben im Verlag Wilhelm Heyne, Dresden, erschienen ist.

Ein Mann wandert da durch Südfrankreich, ein angeblich taubstummer Mensch, wie sich später herausstellt, ein deutscher Kriegsgefangener, der nach der Schweiz zu entkommen sucht. Auf dieser Wanderung lernt er ein Mädchen kennen, eine Flämin. Zwischen beiden zittert etwas auf, das als Bewährung der Herzen endet. Die Handlung ist gut aufgebaut und spannend. Sie ist reich an interessanten, charakteristischen Schilderungen. Aber weder das eine noch das andere ist entscheidend für das, was den Wert dieses Buches ausmacht.

Es ist dies die männlich-zurückhaltende Art der Schilderung dieser Liebesgeschichte. Es ist die jedem wahrhaften Mann innewohnende Scheu, das Erlebnis nicht durch allzu viele Worte herabzuziehen oder mißverstehen zu lassen. So entsteht hier eine Novelle, in der die Flamme einer großen Liebe zweier Menschen aufgezeichnet ist in Klarheit und Würde. Doch unter dieser Klarheit und Würde spürt man die Wärme eines empfindsamen Herzens.

Der Stil Erhard Witteks ist wie die Landschaft, aus der er kommt. Wir nehmen ja alle aus diesem Boden so unendlich viel mit, ohne daß wir es ahnen. Sein Stil ist vielleicht sogar herb. Aber wenn man einige Seiten gelesen hat, wird man von ihm gefangen, wie von der noch eben als schlicht bezeichneten Landschaft zwischen Warthe und Netze, deren Schönheit erwandert sein will und die uns dann mit ihren Waldseen und Wiesen nicht mehr losläßt.

Unendlich schön sind die Schilderungen in der „Bewährung der Herzen". Der Leser aus unseren Gebieten wird gelegentlich aufmerken bei der Lektüre, wenn vielleicht einmal eine Butterblume mit Worten gezeichnet ist, die besondere Wärme verraten. Und die Vergleiche mit Dingen aus unserer Heimat kehren immer wieder, zumal der Kriegsgefangene aus der hiesigen Gegend stammt und sein Weg ihn wieder nach dem Osten führt. Mehr als bisher bekundet in seinem neuesten Werk Erhard Wittek die Verbindung mit der Heimat, wenn er, um nur eine Stelle zu nennen, seine „Bewährung der Herzen" mit folgeden Worten ausklingen läßt:

„Aber der Wind weht, und im Frühling blühen butterblumengelb die Wiesen an der Warthe und Netze, an Obra und Küddow, zartblau leuchtet der Saum der Bäche und Wassergräben und die Weiden hängen ihre gelbgrünen Blätterruten tief über die glatten Spiegel der Dorfteiche, im Sommer aber reift das Getreide, mitten aus dem wogenden Korn hebt sich da und dort ein Ringwall, aus dem Schwedenkrieg oder auch noch früheren Zeiträumen, auf dem Ringwall stehen Kiefern, Fichten, wohl auch einige Birken mit ihren weißen Stämmen. Dort auf dem Ringwall ist im Sommer oft der Lehrer Rudolf Bunk zu sehen, der einmal ein Wanderer war, ein Kuhstallschläfer, ein Einsamer. Das ist lange vorbei, er hat dies alles abgelegt wie einen alten, abgetragenen Rock. Aber ein Liebender ist er geblieben. Neben ihm steht seine Frau Bertheline. Sie liebt die Birken, sie lehnt sich an den weißen Stamm einer Birke. Sie sieht über das Land hinweg. Die Luft flirrt über den Wellen der gelben Halme, über den schmalen, grasbewachsenen Feldwegen zwischen den Roggenfeldern, an deren Rand tiefblau und hellrot auf hohen, dünnen Stielen die Blumen des Sommers leuchten.

Es ist Sommer. Der Sommer ist eine große Zeit, für das Land und für die Menschen."

Erhard Wittek, der jetzt bei uns noch wenig bekannt ist, wird mit seinen Büchern gerade den Deutschen unseres Landes ein Freund werden.

M. H.

Zur Woche des deutschen Buches

Und einer liest....

Und einer liest. Und die anderen lauschen.
Und jeder fühlt, die Stunde sei aus Gold.
Man hört nur draußen die Bäume rauschen,
Und wie das Gangwerk in der Standuhr rollt.

Und einer liest von tief und hohen Dingen,
Die Seiten rauschen ewig durch das Buch.
Wie Meereswogen, welche Strandgut bringen,
Gold oder Götter, Segen oder Fluch.

Und einer liest. Die roten Kerzen tropfen
Lautlos in den Messingteller hin,
Und jeder fühlt die heißen Pulse klopfen
Und in der kleinen Stube einen großen Sinn.

Cosmus Flam

Gustav Freitag:

Der Reiter von der Wartburg.

Das Äußere des Mannes, der die Wartburg hinabritt gen Wittenberg, soll uns ein junger Student schildern, der mit einem Freund aus der Schweiz nach Sachsen zog. Sein Bericht ist uns erhalten in: Johannes Keßlers Chronik der Jahre 1523—1539, herausgegeben von E. Götzinger.

Johannes Keßler, um 1502 von armen Bürgersleuten zu St. Gallen geboren, besuchte die dortige Klosterschule, studierte Theologie in Basel und zog im Frühjahr 1522 mit einem Genossen nach Wittenberg, dort unter den Reformatoren weiterzulernen. Im Winter 1523 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und da die neue Lehre dort noch keine Stätte hatte und er sehr arm war, entschloß auch er sich, ein Handwerk zu erlernen. Er wurde Sattler. Bald sammelte sich eine kleine Gemeinde um ihn; er lehrte, predigte, arbeitete in seiner Werkstatt und schrieb Bücher, wurde endlich Schullehrer, Bibliothekar, Schulrat. Er war eine anspruchslose, sanfte, reine Natur, mit einem Herzen voll Liebe und milder Wärme; an den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit nahm er keinen tätigen Anteil. Seine Erzählung beginnt:

„Da wir die Heilige Schrift zu studieren gen Wittenberg reisten, sind wir nach Jena im Land Thüringen, weiß Gott in ein wüstes Gewitter gekommen, und nach vielem Umfragen in der Stadt um eine Herberge, wo wir über Nacht blieben, haben wir keine erhaschen noch erfragen können, überall ward uns Herberge abgeschlagen. Denn es war Fastnacht (der Abend des 4. März 1522), wo man nicht viel Sorge für die Pilger und Fremdlinge trägt. Da haben wir uns aus der Stadt wieder herausgewandt, um weiterzugehen, ob wir ein Dorf erreichten, wo man uns doch beherbergen wollte. Indem begegnete uns unter dem Tor ein ehrbarer Mann, sprach uns freundlich an und fragte, wo wir noch so spät hinwollten, da wir in keiner Nähe weder Haus noch Hof, wo man uns behielte, vor finsterer Nacht erreichen würden. Zudem sei es ein Weg, leicht zu fehlen und sich zu verirren; deshalb wollte er uns raten, allhier zu bleiben.

Wir antworteten: „Lieber Vater, wir sind bei allen Wirtshäusern gewesen, an die man uns hin und her gewiesen hat, allenthalben aber hat man uns abgewiesen und Herberge versagt, müssen also aus Not fürbaß ziehen." Da sprach er, ob wir auch im Wirtshaus zum „Schwarzen Bär" gefragt hätten. Da sprachen wir: „Es ist uns nie vorgekommen; Lieber, sagt, wo finden wir dies?" Da zeigte er's uns an, ein wenig vor der Stadt. Und als wir den „Schwarzen Bären" sahen, siehe, wie uns vorher alle Wirte Herberge abgeschlagen hatten, so kam hier der Wirt unter die Tür, empfing uns und erbot sich selbst gutwillig, uns zu beherbergen, und führte uns in die Stube.

Dort fanden wir einen Mann allein am Tisch sitzen, und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns näherkommen und zu sich an den Tisch setzen. Denn unsere Schuhe waren — hier mit Verlaub zu schreiben — so voll Kot und Schmutz, daß wir aus Scham über die Kotflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Tür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit vernahmen, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anderes, als es wäre ein Reiter, der nach Landsgewohnheit da saß, mit einem roten Lederkäppel, in Hosen und Wams, ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der anderen das Heft umfassend. Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden.

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er sich selbst Antwort: „Ihr seid Schweizer. Woher seid ihr aus dem Schweizerland?" Wir antworteten: „Von St. Gallen." — Da sprach er: „Wollt ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, so findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doktor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doktor Augustin."

Wir sagten: „Wir haben Briefe an sie.“ Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wißt Ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg oder an welchem Ort er sonst sei?“

Antwortete er: „Ich habe gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzt gerade nicht zu Wittenberg ist; er wird aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist dort, er lehrt die griechische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. In Treue will ich euch raten, beide zu studieren; denn sie sind vorher notwendig, um die Heilige Schrift zu verstehen.“ Sprachen wir: „Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristet, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann sehen und hören; denn seinetwegen haben wir die Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Priestertum samt der Messe als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unseren Eltern dazu gezogen und bestimmt sind, Priester zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er solchen Vorsatz zuwege bringen will.“

Nach solchen Worten fragte er: „Wo habt ihr bis jetzt studiert?“ — Antwort: „Zu Basel.“ — Da sagte er: „Wie steht es zu Basel? Ist Erasmus Roterodamus noch daselbst? Was tut er?“

„Mein Herr“, sprachen wir, „wir wissen nicht anders, als daß es wohlsteht; so ist auch Erasmus da; was er aber treibe, ist jedermann unbekannt und verborgen, da er sich gar still und heimlich verhält.“

Diese Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, daß er von den beiden Scharf, von Philippo und Erasmo, desgleichen von der Erfordernis beider der griechischen und hebräischen Zunge zu reden mußte. Zudem sprach er dazwischen etliche lateinische Worte, so daß uns bedünken wollte, er sei eine andere Person als ein gemeiner Reiter.

„Lieber“, fragt er uns, „was hält man im Schweizer Land von dem Luther?“

„Mein Herr, es sind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß Er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer, und vor anderen die Geistlichen.“

Da sprach er: „Ich denke mir's wohl, es sind die Pfaffen.“

Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und sperrte es auf. Es war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin, und der Reiter nahm es zu sich. Daraus kam uns noch mehr Zweifel, wer er sei. Und mein Gesell sprach: „Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache verstünde.“ Antwortete er: „Ihr werdet sie wohl begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre sie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin.“

Unterdes ging der Tag ganz hinunter, und es wurde sehr dunkel, und der Wirt kam an den Tisch. Als er unser hoch Verlangen und Begierde nach dem Martin Luther vernommen, sprach er: „Liebe Gesellen, wäret ihr vor zwei Tagen hier gewesen, so wär es euch gelungen; denn hier an dem Tisch hat er gesessen und“ — er zeigte mit dem Finger — „an der Stelle.“ Das verdroß uns sehr und zürnten, daß wir uns versäumt hatten, ließen den Zorn an dem kotigen und schlechten Weg aus, der uns verhindert hatte. Doch sprachen wir: „Nun freut uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tisch sitzen, wo er saß.“ Darüber mußte der Wirt lachen und ging damit zur Tür hinaus.

Nach einer kleinen Weile ruft mich der Wirt vor die Stubentür hinaus, ich soll zu ihm kommen. Ich erschrak und bedachte, was ich Ungeschickliches getan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde.

Da sprach der Wirt zu mir: „Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treue zu hören und zu sehen begehrt: — der ist's der bei euch sitzet.“

Diese Worte nahm ich für Spott und sprach: „Ja, Herr Wirt, Ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luthers Trugbild ersättigen.“ Er antwortete: „Er ist es gewißlich. Doch tue nicht, als ob du ihn dafür haltest und erkennst.“ Ich ließ dem Wirt recht, ich konnte es aber nicht glauben. Ich ging wieder in die Stube, setzte mich wieder zu dem Tisch, hätte es auch gern meinem Gesellen gesagt, was mir der Wirt eröffnet hatte. Endlich wandte ich mich zu ihm und raunte heimlich: „Der Wirt hat mir gesagt, der sei der Luther.“ Er wollt es auch, wie ich, nicht gleich glauben und sprach: „Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten, und du hast ihn nicht recht verstanden.“ Weil mich nun die Reiterkleidung und die Gebärde mehr an den Hutten denn an den Luther, als einen Mönch, gemahnten, ließ ich mich bereden, er hätte gesprochen: „es ist der Hutten“, da die Anfänge beider Namen schier zusammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geschah so, als ob ich mit Herrn Huldrich ab Hutten, Ritter, redete.

Während alledem kamen zwei von den Kaufleuten, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer neben sich ein uneingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er sprach: „Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgegangen; habt Ihr die nie gesehen?“ Sprach Martinus: „Sie werden mir auch bald zukommen.“ Da sprach der Wirt: „Nun verfügt euch zum Tisch, wir wollen essen.“ Wir aber sprachen und baten den Wirt, er möchte mit uns Nachsicht haben und uns etwas Besonderes geben. Da sprach der Wirt: „Liebe Gesellen, setzt euch zu den Herren an den Tisch, ich will euch geziemend halten.“ Da das Martinus hörte, sprach er: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wort schon abmachen.“

Unter dem Essen sprach Martinus viel gottselige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten, mehr auf seine Worte als auf alle Speisen achteten. Unter diesen beklagte er sich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen Gottes Wort, diesen schwebenden Händeln und der Beschwerung deutscher Nation versammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die kurze Zeit mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, da doch Gottesfurcht und ernstliche Bitte zu Gott besser dazu helfen würde.

Danach sagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und sprach der ältere: „Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie, versteh mich auf die Händel nicht besonders, das sprech ich aber: wie mir die Sach erscheint, muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein. Ich habe Lust, noch zehn Gulden ihm zuliebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten kann; denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewissen wohl unterrichten.“ Indem kam der Wirt neben uns und sprach heimlich: „Habt nicht Sorge um die Zehrung, Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt.“ Das freute uns sehr, nicht wegen des Geldes und Genusses, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahl standen die Kaufmänner auf, gingen in den Stall, die Rosse zu versehen. Indes blieb Martinus allein bei uns in der Stube, da dankten wir ihm für seine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Huldrich ab Hutten hielten. Er aber sprach: „Ich bin es nicht.“

Dazu kam der Wirt, und Martinus sprach: „Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann geworden; denn diese Schweizer halten mich für Huldrichen ab Hutten.“ Sprach der Wirt: „Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther.“ Da lächelte er mit solchem Scherz: „Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Markolfus*) werden.“ Und nach solchem Gespräch nahm er ein Bierglas hoch und sprach nach des Landes Brauch: „Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!“ — Und wie ich das Glas von ihm empfangen wollte, wechselte er das Glas, bot dafür ein Glas mit Wein und sprach: „Das Bier ist euch unheimisch und ungewohnt, trinket den Wein.“ Indem stand er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel und nahm Abschied. Er bot uns seine Hand und sprach: „So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf.“ Sprachen wir: „Wir wollen das gerne tun; doch wie sollen wir Euch nennen, daß er den Gruß von Euch verstehe?“ Sprach er: „Saget nichts weiter als: der kommen wird, läßt Euch grüßen, — so versteht er die Worte sogleichs“ Also schied er von uns und ging zu seiner Ruhe.

Danach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirt ihnen noch einen Trunk auftragen, während dem sie viel Unterredungen hielten des Gastes halber, der bei ihnen gesessen hätte, wer er doch wäre. Aber der Wirt ließ sich merken, er hielte ihn für den Luther, und sie, die Kaufleute, ließen sich bald bereden und bedauerten und kümmerten sich, daß sie so ungeschickt von ihm geredet hatten und sprachen, sie wollten am Morgen um so früher aufstehen, ehe er wegritte, und wollten ihn bitten, er möge nicht auf sie zürnen noch im Arg daran denken, da sie seine Person nicht erkannt hätten. Dies ist geschehen, und sie haben ihn am Morgen im Stall gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: „Ihr habt zur Nacht beim Nachtmahl gesagt, ihr wollt zehn Gulden wegen des Luthers ausgeben, um ihm zu beichten. Wenn ihr ihm einmal beichtet, werdet ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei.“ Weiter hat er sich nicht zu erkennen gegeben, ist bald darauf aufgesessen und auf Wittenberg zu geritten.

An demselben Tag sind wir auf Naumburg zu gezogen, und wie wir in ein Dorf kommen — es liegt unten an einem Berg, ich vermeine, der Berg heißt Orlamunde und das Dorf Naßhausen —, dadurch fließt ein Wasser, das war vom übergroßen Regen ausgetreten und hatte die Brücke zum Teil hinweggeführt, daß keiner mit einem Pferd hinüberreiten konnte. In demselbigen Dorf sind wir eingekehrt und haben durch Zufall die zween Kaufmänner in der Herberge gefunden, die uns daselbst um des Luthers willen auch bei sich gastfrei hielten.

Am Samstag darauf, den Tag vor dem ersten Sonntag in der Fasten, sind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe, so finden wir den Reiter Martinus ebenso wie zu Jena. Und bei ihm ist Philippus Melanchthon, Justus Jodokus Jonas, Nikolaus Amsdorf, Dr. Augustin Schurf, sie erzählten ihm, was sich während seiner Abwesenheit in Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: „Dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt habe.“

In der treuherzigen Darstellung Keßlers ist nichts merkwürdiger als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenschaftliche Sorge um die größte Gefahr, die seiner Lehre drohte, um den Fanatismus seiner eigenen Genossen.

Aus Gustav Freytag, Doktor Marthin Luther, ein Leben für uns. Demnächst neu herausgegeben in der kleinen Bücherei des Aue-Verlags zu Elberfeld.

*) Komische Volksfigur des 15. und 16. Jahrhunderts, wie jetzt noch Till Eulenspiegel.

Es hat alles seine Zeit. Sanftmütig und geduldig sein ist gar schön, aber es gibt Zeiten, welche Bekenntnisse fordern, wo es Mann an Mann geht, wo man mit allen Waffen sich verteidigen muß, weil das Heiligste angegriffen, das Teuerste gefährdet wird. Ob man damit etwas nütze oder ob man einstweilen gesteinigt werde, darf man garnicht fragen. Wo wären wir, wenn jeder so gefragt hätte. Der offene Kampf ist ausgebrochen, liegt für alle, welche sich nicht verblenden lassen, offen da. Wer nun zu einer Fahne geschworen, soll zu seiner Fahne stehen und streiten je nach seiner Kraft und Berufung. Nach dem Pfunde, welches jeder empfangen hat, wird er gerichtet. Möglich, daß einer in der Kampfesweise sich irrt, aber nach der Treue wird er gewogen.

Jeremias Gotthelf

Das geliehene Buch.

Am Eingang der Werbewoche für das deutsche Buch steht in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ folgende Geschichte:

Eigentlich sollte man ja keine Bücher leihen. Aber die Versuchung wird zu groß, wenn man eine Leseratte ist und auch sonst keine großen Sprünge machen kann. Ich pumpte jedenfalls welche. Bis vor kurzem.

Das Buch hieß „Der Donnerberg“. Mein Freund Paul sprach begeistert davon. Er lieh es mir. Für zwei Tage. Länger ginge es nicht. Er habe es sich selbst geliehen.

Ich saß zwei Nächte wach. „Der Donnerberg“ hielt, was der Titel versprach. Ich war so begeistert, daß ich das Buch sofort bei der Buchhandlung Müller bestellte. Unbedingt mußte ich es besitzen!

Paul erhielt das geliehene Exemplar, welches er selbst geliehen hatte, zurück. Er freute sich unbändig, daß ich genau so begeistert war wie er. Drei Tage später erhielt ich meinen „Donnerberg“ von der Buchhandlung Müller. Fünf Mark. Zwei Tage später erhielt ich eine Rechnung von der Buchhandlung Schulze: „Der Donnerberg“, Mark fünf. Ich rief Schulze an und schlug Krach. Aber die Aufklärung folgte auf dem Fuße. Meine Frau hatte das Buch bei Schulze gekauft. Vor vier Wochen.

Alles andere ergab sich aus der freundschaftlichen Unterhaltung, die ich mit meiner Frau hatte. Ja, sie war Besitzerin des „Donnerberges“. War begeistert von seinem Inhalt. Lieh es ihrer Freundin Dora. Dora lieh es an ihre Freundin Karoline weiter, so begeistert war sie. Karoline an Studienrat Rüter. Studienrat Rüter an den Oberprimaner Stotterberg, der sein Lieblingsschüler war. Der Lieblingsschüler gab es ungelesen an seinen Onkel Waldemar weiter. Und von dem hatte es mein Freund Paul. Da ich in Gütergemeinschaft mit meiner Frau lebe, hatte ich also mein eigenes Buch von Paul geliehen.

Zur Ehre aller Beteiligten sei jedoch gesagt, daß der „Donnerberg“ inzwischen alle Instanzen wieder zurückgelaufen war und leicht beschädigt im Bücherschrank stand. Mein Exemplar stellte ich daneben. Und acht Tage später das dritte von der Sorte. Ich erhielt es von meinem Freund Paul zum Geburtstag, weil es mir so besonders gut gefallen habe. Wenn jemand Interesse für das spannende Buch haben sollte — ich gebe noch einige Exemplare ab. Verbilligt.

Zur Woche des Buches:

Die Anfänge des Buchdrucks in Polen.

Johannes Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, war 1467 gestorben und kaum zehn Jahre später waren Kasper Hochfeder, Hanus Cruger und Jans Popelau in Polen erschienen, die versuchten, hier die neue Kunst einzuführen. Sie kamen jedoch über bescheidene Anfänge nicht hinaus. Der erste Druck, der in Polen hergestellt wurde, war ein Kalender für das Jahr 1774 (Calendarium anni Domini currentis) und das erste in Polen gedruckte Buch trug den Titel „Opus restitutionum““ (1475).

1479 gründete der aus Franken in Krakau eingewanderte Sweyboldt Veyl eine groß angelegte Druckerei, in der er Bücher für die griechisch-katholische Kirche herstellte. Die Typen hatte ihm der Braunschweiger Rudolf Bornsdorf gegossen. Die Druckerei wurde aber bald stillgelegt, da die römisch-katholische Kirche dem Drucker den Prozeß wegen Häresie machen ließ.

Erst der Buch- und Einhändler Johann Haller aus Rothenburg ob der Tauber konnte 1491 in Krakau eine Buchdruckerei ins Leben rufen, die ein erfolgreiches Unternehmen werden sollte. Er erlangte 1505 ein königliches Privileg, wonach niemand Bücher aus dem Ausland beziehen durfte, die auch er druckte. Er stellte neben Meßbüchern und Brevieren Handbücher der verschiedensten Wissenschaften her und wurde deshalb von dem Historiker Ptaśnik „ein mächtiger Hebel der Geistesbewegung in Polen“ genannt.

Während Haller hauptsächlich lateinische Bücher herstellte, druckte der Bayer Florian Ungler, der sich ebenfalls in Krakau niedergelassen hatte, die ersten Bücher in polnischer Sprache. Ungler führte auch hierzulande den Holzschnitt als Buchschmuck ein. Allein in den Jahren von 1510—1516 druckte er 76 Werke. Im Vorwort eines der polnischen Bücher sagt er seinen Lesern: „Diese eure Sprache ist der menschlichen Vergessenheit anheimgefallen und durch ein fremdes Volk nahezu in Verfall geraten. Da mich dies sehr dauerte, habe ich als Erster vor anderen die Arbeit unternommen, polnische Bücher mit nicht dagewesenen Buchstaben zu drucken, wonach andere sich an mir ein Beispiel genommen haben.“ Nach Unglers Tod führte seine Frau die Druckerei weiter; sie hinterließ nicht weniger als 15 000 Druckwerke.

Die Drucker, deren Zahl immer größer wurde, wetteiferten jetzt geradezu mit der Herausgabe polnischer Werke. Hieronymus Wietor, ein anderer Drucker in Krakau, dehnte seine Geschäftsbeziehungen sehr schnell aus. 1519 erhielt er den Auftrag, für den Bischof von Przemyśl 500 Breviere zu liefern. In Wilna hatte er einen Geschäftsvertreter namens Joannes Katherle. Wietor, der seine Drucke ganz besonders sauber und auf gutem Papier herstellte, lieferte Bücher in lateinischer, polnischer, deutscher und ungarischer Sprache.

Die bedeutendste Rolle unter den Buchdruckern und Buchhändlern Polens spielte die Familie Scharfenberg. Marcus Scharfenberg besaß nicht nur eine eigene Druckerei, sondern erwarb zwei Papiermühlen und schuf auch eine eigene Buchbinderei. Er vereinte so in seiner Hand einen Teil des gesamten damaligen Buchhandels, des Papier- und Druckereigewerbes. Sein Sohn Hubertus druckte von 1550—1569 die von den Sejmtagungen beschlossenen Konstitutionen und Privilegien. Er wurde schließlich zum Typographen der königlichen Kanzlei ernannt und erhielt für 15 Jahre das Recht, die Statuten des Königsreichs zu drucken. Als Hofdrucker ließ Hubertus Scharfenberg in einer kleinen Druckerei für den König, wo dieser auch immer weilte, eilige Drucksachen wie Manifeste und Broschüren sofort erstellen.

Allmählich verbreitete sich die Buchdruckerkunst immer mehr in Polen. In Krakau machten sich als „Jünger der Schwarzen Kunst“ einen Namen Łazarz Andryś (der die Witwe Unglers geheiratet hatte) und Jannszewski, ferner Matthäus Siebeneycher und Natys Wierzbięta. In Nowy Sącz rief Jan Malecki eine Druckerei ins Leben. In Lublin druckte seit 1593 Paul Konrad aus Danzig. In Posen war Melchior Nehring 1577 als Drucker tätig, der später nach Grätz und dann nach Thorn übersiedelte, da er in Posen von den Jesuiten wegen des Drucks protestantischer Werke verfolgt wurde. 45 Drucke hatte er in den Jahren von 1579—1587 hergestellt. In Posen gab es ferner noch die Druckerei von Johann Wolrab, in der bis 1636 nicht weniger als 285 Werke gedruckt wurden. Ein Sohn Wolrabs gründete die erste Druckerei in Kalisch. In Lemberg versuchte sich Ivan Tjodorowić als erster mit cyrillischen Drucken. Aber erst der Typograph des Lemberger Erzbischofs Mathias Bernarth (1593—99) konnte die neue Kunst richtig einführen. Die Familie Zamojski schuf in Zamość eine Offizin. In Wilno und in Nieśwież entstanden ebenfalls kleinere Druckereibetriebe.

Die schnelle Ausbreitung der Buchdruckerkunst in Polen beweist u. a. das rege geistige Leben, das jener Epoche eigen war. Uns Deutsche erfüllt besonderer Stolz, daß es — wie die Namen beweisen — unsere Volksgenossen waren, die nicht nur die Buchdruckerkunst in Polen einführten, sondern auch dem polnischen Volk durch die Herstellung polnischer Bücher **den Wert seiner Sprache ins Bewußtsein zurückriefen.**